

Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Edules Menschtum durch Seelenreinheit.

Was versteht man unter Seelenreinheit? — Wie der Name besagt, ist damit die Enthaltung, die Vermeidung alles dessen, was im Menschenleben unrein ist, gemeint.

Wer sagt uns aber, was unrein ist? — Das sagt uns innerlich unser Gewissen, wenn es wohlunterrichtet und wohlgezügelt ist und wenn es nicht irreführt ist. Es gibt schon eine sittliche Reinheit, wozu den Menschen das Naturgesetz anhängt, eine natürliche Sittlichkeit, die auch der Heide kennt. Es gibt schon eine natürliche Hochachtung der Sittlichkeit, auch ohne die Vorschriften der Religion, sei es der alttestamentlichen, oder neutestamentlichen, auch ohne die christliche Anschauung in dieser Sache. Man denke an die hohe Verehrung und die Vorträge der verfallenen Jungfrauen, der jungfräulichen Schülerinnen des heiligen Geistes der Weste in Romertum. Das Gegenteil der sittlichen Reinheit fand auch bei den heidnischen Nationen auf der Höhe ihrer Entwicklung in Aktion, das Gegenteil in Verachtung. Nur beim Verfall einer Nation pflegte sich das zu ändern.

Seinem ausserwählten Volk verbot Jehovah auf Sinai jede Unreinheit in zweien seiner zehn Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen“ lautet sein erstes, „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“, so lautet das neunte seiner Gebote. Damit ist alles, was der Reinheit im Menschenleben zuwider ist, das ganze Gebiet der Unzucht, wie das Königl. von Trinitat erklärt, von Gott verboten. Das sechste Gebot nennt, wie der hl. Augustinus sagt, nur das Extrem der Unzucht, den Ehebruch, in dem alle andern Arten derselben enthalten sind, die hierzu führen, im neunten Gebot aber bezeichnet er die innere, mehr geistigen Sünden, die zur Unzucht führen: Gedanken, Begierden usw.

So ist schon im mosaischen Gesetz die Heiratspflicht geboten. Doch im neuen Testamente hat Gottes Sohn als Gesetzgeber nicht bloß dieses alttestamentliche Gesetz ausdrücklich bestätigt, sondern erklärt (Matth. 5, 27, 28): Ihr sagt, daß euren Vätern gesagt worden ist: „Du sollst nicht ehebrechen“; — Ich aber sage euch: „Wer eines andern Weib mit Begierde anseht, der hat in seinem Herzen die Ehe gebrochen.“ Damit rückt die vom Christen verlangte Reinheit, sei es in der Ehe, sei es außer ihr, auf eine höhere Stufe. Damit sind alle unläuteren Begierden, Vorstellungen, Gedanken, ebenso verboten wie die Tat.

„Gottes Gesetz ist nicht, wie der Menschen Gesetze, die nur die äußere Tat verbieten, um die Bestimmung aber, die zur Tat führt, sich nicht kümmern“, sagt der hl. Augustinus. Es verlangt auch die innere Reinheit in der Gelassung und verbietet das Gegenteil unter schwerer Strafe.

Rom Eheessen wird, sei es im Ehestand oder außerhalb desselben, sei es vorher oder nachher, die Enthaltung des Fleisches als Standespflicht und als Standestugend verlangt. Es ist für ihn nicht mehr als Pflicht und Schamhaftigkeit, alles zu meiden, was sittlich unrein ist, oder dazu führen kann, die Reinheit zu verletzen oder zu verlieren.

So wie wahre Reinheit jeden Schmutz ausschließt, so schließt wirkliche Reinheit des Herzens alle Unreinheit, Unehrbarkeit, Unstetigkeit, unordentliche Eintracht aus. Mit Recht nennt man die entsprechende Tugend Herzensreinheit, nennt sie die schöne Tugend und achtet sie hoch.

Als hohe christliche Tugend ist die Seelenreinheit ein Schmuck der christlichen Seele. Das ist für die nach Gottes Willen im Ehestand lebenden, die ehe Ehe Treue in Erfüllung der Pflichten dieses gottgewollten Standes und eheliche standesgemäße Keuschheit eben. Noch mehr aber gilt es für die, welche aus höheren Motiven die Ehelosigkeit, die Jungfräulichkeit als Stand erwählten. Hier gilt das Wort des Apostels: „Glaubt jemand, es gereiche ihm zur Unehr, wenn seine heranzewachsene Tochter nicht heiratet, und es reigt sich die Notwendigkeit dazu, so soll er tun, was er will; sie läßt nicht, wenn sie heiratet. Denn wer in seinem Herzen beschloßen und über seinen Willen Gewalt hat, seine Tochter zu bewahren, der tut gut. Auch wer sie verheiratet, tut gut, doch wer sie nicht verheiratet, tut besser.“ (1. Kor. 7, 36-38.)

Der Stand der ehelichen Keuschheit aus Liebe zu Gott ist von jeher in den Augen der Christen der vollkommenste Stand. So gut und notwendig auch der Ehestand ist, und so wenig man Anlaß hat, Eheleute zuring zu führen, so ist doch der freiwillige, aus religiösen Gründen erwählte Stand der Jungfräulichkeit höher zu achten, weil edler, gottgefälliger und Grundlage besserer Lebensweise. Das gilt freilich nur von einer durchaus im Bewusstsein und in der Lebensart ehelichen Ehelosigkeit. (Davon in unserer nächsten Sonntagslesung.) P. W.

Die katholische Kirche in England im Jahre 1928.

Das Jahr 1928 war für die katholische Kirche in England ein Jahr ganz außerordentlicher Aktivität auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens. Mit Hilfe der Church Extension, die nach amerikanischen Muster seit einigen Jahren in England eingeführt ist, wurden nach den Angaben des Unterstaatssekretärs der katholischen Botschaft in London, vom 28. Dezember 1928, wenigstens 40 neue Kirchen und Kapellen im letzten Jahr neu eröffnet. Das Ziel der englischen Katholiken geht dahin, in allen größeren Orten, aus denen die Reformation das katholische Leben verbannt hat, durch Einrichtung von neuen auch noch so bescheidenen Seelsorgeeinrichtungen die katholische Kirche wieder bekannt zu machen und so einer baldigen Wiedervereinigung Englands in dem einen allen katholischen Glauben die Wege zu ebnen.

Kassierend groß war im vorigen Jahre wieder die Zahl der Konversionen. Über 12.000 Redemptisten zur katholischen Kirche wurden getauft bei einer Gesamtzahl von 25 Millionen Katholiken und 28 Millionen Nichtkatholiken. In Deutschland dagegen traten nach den Angaben des kirchlichen Jahrbuches von 1927-28 im Jahre 1928 nur 783 Personen zur katholischen Kirche über bei 20,7 Millionen Katholiken und 42,4 Millionen Nichtkatholiken. Unter den englischen Konvertiten des letzten Jahres waren wieder hochbetagte Persönlichkeiten, so z. B. der Reverend G. L. Baldwin, ein Herr der Premierminister die Marquise de St. Simeon, Miss Dorothy Nixon, Tochter des englischen Botschafters von Berlin, und Lady Maudie Starnard, Tochter des G. Marquis von Waterford.

Auf der Totenliste des letzten Jahres stehen zwei Erzdiöcese und zwei Bischöfe. Besonders beklagenswert war der Tod des Erzbischofs Keeling von Liverpool, der als Protektor der Catholic Social Club, oftmals bei in das soziale Leben der Nation eingegriffen hat und besonders noch in seinem letzten Lebensjahre wie ein Löwe für die katholischen Schulbewerke kämpfte.

Neben der augenfälligen großen äußeren Ausbreitung der katholischen Kirche in England im Jahre 1928 war das wichtigste Ereignis des letzten Jahres der nun auf der ganzen Linie entbrannte Kampf der englischen Katholiken um Verwirklichung der für die non-provided schools, für die dem Staate nicht direkt unterstellten konfessionellen Schulen des Landes. Der Kampf aller christlichen Konfessionen der englischen Bischöfe gegen die bedrohten katholischen Erziehung. Vor in früheren Jahren mehr die katholische Elementarschule bedroht, so greifen im letzten Jahre die Schwierigkeiten immer mehr auch auf die katholische Schule über. Die Katholiken Englands verlangen vom Staate, daß ihre Schulen nicht beschlagnahmt, weil sie eine bestimmte religiöse Erziehung vermitteln, unter Ausnahmefällen seien, sondern die dem Staatlichen Beistand erhalten wie die religionslosen Staatschulen.

Zwei große Ereignisse werden dem Jahre 1928 die charakteristische Note geben: die allgemeinen Wahlen und die Jahrtausendfeier der politischen Emanzipation der englischen Katholiken. Die nächsten Wahlen werden wegen der Herabsetzung des Wahlalters Millionen von Frauen zum ersten Mal an die Wahlurne bringen. Zum ersten Mal werden so auch die Stimmen der katholischen Frauen mit denen der katholischen Männer über die Zukunft der katholischen Erziehung in England mit zu entscheiden haben.

Die Jahrtausendfeier der politischen Befreiung der katholischen Kirche in England wird in diesem Jahre die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit nicht nur der katholischen, den englischen Katholiken zuwenden. Das Jahr 1928 war ein wichtiger Wendepunkt in der Entwicklung des Staates und der öffentlichen Meinung zur katholischen Kirche in England. Die Zeit der Unterdrückung der katholischen Kirche war mit dem Jahre endgültig vorüber. Die Freiheit und ein neuer Beginn begonnen, und all-Welt weiß, und bezeugt es, wie groß die Gnade gewesen ist. Über die vorzüglichen Einzeltatbestände der englischen Katholiken in den letzten Jahren unterrichtet mit großer Genauigkeit eine im letzten Jahre im Nachener Münchener Verlag erschienene Schrift: „Katholizismus in England“, für deutsche Katholiken zu empfehlen ist von Dr. Josef Volten. Die Katholische Truth, Zeitschrift der Catholic Truth Society in London, schreibt in ihrer Novembernummer 1929: „Das Buch ist eine Studie katholischer Aktivität in England, und wie können dem Verfasser vor allem wegen der ungewöhnlichen Genauigkeit in der Behandlung des Materials gratulieren.“

Die Jahrtausendfeier der Emanzipation der katholischen Kirche in England wird wie der Unterstaatssekretär vom 4. Februar bemerkt, nicht bloß ein Schlag für die Reformation sein, sondern ein erneutes Aufblühen der katholischen Kirche, um noch viel Mehreres zum Besten der katholischen Kirche und damit zum Segen und Fortschritt der englischen Nation zu erreichen. Das nächste Jahrhundert katholischer Aufstiegs in England gehört vor allem der Wiedervereinigung der ganzen Nation im katholischen Glauben, der allein England wie alle anderen Nationen auf die Dauer, wahrhaft groß und glücklich machen kann. R. O.

Für unsere Kleinen.

Das A-B-C.

Am Sonntag kam Herr Meier,
Bestellte ein Schaf Eier,
Curt zog sogleich das Kügel,
Desgleichen ich und Fritz.
Er aber, der Herr Meier —
Flugs gab er uns drei Dreier,
Gab uns die Hand und lachte:
„Ja, ob ich mir's nicht dachte!
Ich kenn schon meine Sorte —
Kann sie mit einem Worte...“
„Los!“ sagten wir zu Fritz,
Nach' schnell und hol' dein Kügel,
Nachher geht's stiel zum Bäcker —
O Fritz, mir wird schon jeder
Punschmak, Schokoladenböhnen,
Quarkkuchen und Maltrone,
Khabarderpuderstengel,
Sandkuchen, bunte Engel,
Törtchen mit Marmelade
Und seine Kuhschokolade
Verkauft der Bäcker Sätzeer,
Weil wir's sind, für'n paar Dreier;
Favel vom Fleischer Würstgen,
Klopp vom Brauer Dursig,
Zitnüller und so weiter,
Sind unsere Begleiter.

Bieschen legt seine Puppen schlafen.

Bieschen ist so müd' und schlaftrig,
Geht zu Bett und lacht brav:
„Kommt, ihr lieben, guten Engel,
Und bleibt wach, demweil ich schlaf.“

Schützt den Vater und die Mutter
Und mein kleines Bräderlein;
Und auch meine beiden Püppchen
Sollen euch beschützt sein.

Hört, das große heißt zwischen
Und das kleine Margaret.
Pakt gut auf, damit nur keines
Nachts aus seinem Bettchen geht.

Zwischen liegt gern auf der Hüfte,
Margret' auf der rechten Seite,
Dahin seid so gut und achte!
Auch darauf von Zeit zu Zeit.

Singt auch fleißig, weil zwischen
Sonne die Augen nicht macht zu.
Beide hören gern das Liedchen:
„Püppchen, schlaf in süßer Ruh'.“

Schlafe, Püppchen, bis zum Morgen,
Bis der tolle Tag erwacht
Und die Sonne hoch vom Himmel
Auf die Erde niederlacht.“

Aber sagt mir, ist's auch fider,
Doch ihr alles richtig macht?
Dann erst kann ich ruhig schlafen,
Pakt gut auf! — Nun gute Nacht!“

Der Hase im Kohl.

In dem Dach viel blanke Japsen,
In dem Schnee viel kleine Tapfen,
Häschen, das gefällt dir wohl!

Nachlässig bei des Mondes Schimmer
Sitzt es dort zu schmecken immer,
Kampferhäuschen, gar nicht laut:
Ei, du kleines Ledermaul!

Häschen ist es schlief bekommen,
Vater hat's Gewehr genommen,
eines Abends macht es „Bumm!“
Bang, da fiel das Häschen um.

Kannst du wohl das Ende raten?
Heute gibt es Hasenbraten.
Kpfeimus mit Jint daw —
Ach, du armes Häschen, du!

Die Burg.

Von E. F. Meyer.

Gedrohen ist der alte Zwing,
Kingsum erglänzt im Mauerzwing.
Der Feu schwanzt im Fenster,
Berufen in der Erde Schöb
Tief unten das bekannte Moos
Sind Ritter und Geisler.

Wo durch das tiefgewölbte Tor
Die jähige Feste schritt hervor
Und ließ die Hörner schmettern,
Da hat sich, düst'ig eingengt,
Ein Jüdelin ans Geländ' gehängt
Und nascht von jungen Blütern.

Wo wildverträumt Frau Minne fand,
Jerram auf blauem Wiesengrund
Der tolle Bau des Erbes;
Wo im Verließ der Fah gegrollt,
Ist in das weiche Gras gerollt
Ein Quaderstein des Reckers.

Und wo den Leib vom Edgengang
Herab die tragte Feste zwang,
Ein finster Bild zu hängen,
Da endert, von der Flut beengt,
Der Burg verlassenes Wappen jetzt
Ein Schwan mit Silberflügeln.

Die Zukunft der indischen Fürstentümer.

Erinnern wir uns, daß von den 313 M. A. Fürsten, die in Indien leben, 78 Millionen unter der Herrschaft von Fürsten leben, von denen es mehr als sechshundert gibt. Die Größe und Bedeutung dieser Fürstentümer ist ganz verschieden: das größte, Hyderabad, ist ebenso groß wie Großbritannien, was das Areal betrifft, doch hat es nur 11 1/2 Millionen Einwohner. Andere, wie Mysore, sind etwa von der Größe Portugals und Bulgariens, mit einer gleichen Einwohnerzahl (5 Millionen). Kleine, wie Travancore, haben auf der halben Bodensfläche dieselbe Bevölkerung wie Dänemark (3 1/2 Millionen). Daneben gibt es kleine und ganz kleine Fürstentümer, die nur ein paar Dörfer umfassen. Eins ist jedoch allen gemeinsam: daß sie ganz ländlich aber das indische Reich verstreut liegen und geographisch ebenso wenig vom britisch-indischen Gebiet getrennt werden können, als das mit den früheren portugiesischen Kleinstaat und Provinzen der Fall war.

In den britischen Gebieten nun besteht, wenigstens in der Theorie, eine demokratische, parlamentarische Verfassung; bürgerliche Freiheit ist gewährleistet — der Rede, der Versammlung, der Presse; ein reines politisches Leben besteht und ist darauf aus, die immer noch herrschende englische Fremdherrschaft auszuhalten, und die Prinzipien der Selbstbestimmung der Völker nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis voll und ganz durchzuführen. Kann man sich da wundern, daß die Untertanen der indischen Fürstentümer, die so eng mit der anderen Bevölkerung Indiens verschlungen sind, von ähnlichen Wünschen erfüllt sind? Die indischen Selbstherrschenden in ihrer Person die höchste Justiz, Polizei und Steuerbehörde und gegen ihre Befehle gibt es keine Berufung. Die Richter sind Kreaturen der Fürsten; außerdem tödlichen Gewaltmaßnahmen nicht vor einem Richter gebracht werden. Das Volk hat weder Versammlung noch Rede- noch Pressefreiheit und ist politisch ganz machtlos. Es ist an der Regierung uninteressant; der Staatshaushalt wird behandelt, als wäre er nur ein Teil der Privatkassette des Fürsten, der meistens die Einkünfte auf sich selbst veräußert und natürlich nie daran denkt, jemandem da drüben Rechenschaft abzulegen. Dies ist der Zustand der Untertanen in 99 Prozent der indischen Fürstentümer: vorstellt nur ein halbes Tausend der 600 Staaten besitzt eine moderne Regierung.

Natürlich ist es nicht wahrscheinlich, daß die Fürsten leichtlich ihrer Alleinherrschaft Grenzen ziehen werden. Das wird nur geschehen infolge eines Druckes von Seiten der öffentlichen Meinung und der souveränen Regierung. Die letztere hat sich immer mehr dahin ausgesprochen, daß die Fürsten wohlthätiger wären, wenn sie Reformen von selbst einführen als 1821 das erste Parlament unter der neuen Verfassung Britisch-Indiens vom Vizekönig Lord Charles Metcalfe, eröffnet wurde, sagte er unter anderem: „Zum ersten Male hat man jetzt mit dem Prinzip der Selbstherrlichkeit ganz und gar getrocknet. Frühere Reformen hatten niemals den „wohlgemeinten Despotismus“ der britischen Regierung ganz aufgehoben; heute ist an dessen Stelle eine stehende Autorität getreten, deren Rolle darin besteht, jählichen Schritte auf dem Wege zu leiten, der zur vollständigen Selbstregierung innerhalb des britischen Weltreiches führt.“ Es ist klar, daß wenn der größte Teil Indiens, d. h. drei Viertel, einen derartigen Druck mit der Vergangenheit machen, das stehende Viertel nicht unberührt davon bleiben kann. Jedenfalls, was früher aufrechterhalten in Britisch-Indien galt — Demokratie an Stelle von Autokratie setzen zu wollen — ist heute eine vollendete Tatsache: warum sollte die Regierung Britisch-Indiens da heute Demokratie in den indischen Fürstentümern noch immer nicht als erlaubt ansehen?

Das außenpolitische Problem der indischen Fürstentümer besteht in ihrer Stellung zum britischen Indien. Ursprünglich wurden diese Staaten englischerseits als „Gebiete von Fürsten in Allianz mit Sr. Majestät“ bezeichnet. Aber seitdem die Regierung Indiens 1857 von der britischen Handels-Kommission an die englische Krone übergegangen ist, ist die Auffassung eine andere geworden, nämlich die eines Untertanen-Verhältnisses von Vasallen gegenüber einem Souverän. Obwohl die Fürsten während des 1857er Sepoy-Aufstandes zu England gehalten hatten, nah ihnen England doch sofort alle noch bestehenden militärischen Vorrechte weg, entwarferte sie und verbot ihnen, untereinander in Verbindung zu stehen. Als Gegenleistung versprach England den Fürsten völlige Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten ihrer Länder und bewaffnete Hilfe gegen etwaige Aufstände ihrer Untertanen. England garantierte die Fürsten nach innen und außen; verlangte dafür deren völlige militärische Obmacht und politische Isolierung. Ein paar Jahrzehnte solcher Politik brachte die gewünschten Früchte — die indischen Fürsten wurden quantitaetlich nachgeable und die reicheren Marathas, Gajpats, Mysore, Travancore, Cochin, die Königin von England den Titel „Kaiserin von Indien“ schenkte, wurde es gesetzlich festgelegt, daß der Kaiser von Indien souveräne Gewalt in Indien besitzt und daß alle indischen Fürsten ihm als Vasallen untergeben sind. Hauptaufgabe war die Fürsten wieder zu ihrer früheren Stellung als „Fürsten und Bundesgenossen“ zurück; aber da kein einziger indischer Fürst 1878 (und seitdem bis nach dem Siege) gegen die neue Ausdrucksweise protestiert hat, muß also rechtlich angenommen werden, daß sie sich schweigend die Anerkennung eingehenden haben und daß ihre Nachfolger von heute nicht auf das vor 1857 bestehende Verhältnis zurückgreifen können.

Die Resolution von 1919 für Britisch-Indien übertrug dem „Governor-General in Council“, d. h. dem Vizekönig mit dem von ihm präsidierten Rat (dessen Mitglieder von der englischen Krone ernannt sind) die ausschließliche Kontrolle über die indischen Fürsten, einschließlich des Rechtes, in die inneren Angelegenheiten ihrer Staaten einzugreifen, wenn dieselben geduldet mißregiert werden sollten. Die 1919er Verfassung ist jedoch nur eine Vorstufe zu dem ursprünglich schon aufgefundenen Endziel — dem „Dominion Status“.

d. h. einer Verfassung, wie die Kanadas. Sobald nun dieses Ziel erreicht ist (man streift sich nur noch über den Zeitpunkt), verwandelt sich der ohnehinige Staat in ein ganz und gar dem indischen Parliamente verantwortliches Reich, dessen Vorsth nicht der Vizekönig, sondern der Premierminister des genannten Ministeriums führen würde, während der Vizekönig in die ornamentale Figur eines Repräsentanten des Königs von England aus Rollen von Indien sich verwandeln würde. Einem autokratischen Vizekönig zu gehorchen, scheint nun den indischen Fürsten ganz in der Ordnung; aber die Aussicht, von der indischen Demokratie demüthigt kontrolliert zu werden, hat sie ganz aus dem Stadium gebracht.

Ein Vorschlag der Fürsten geht dahin, die Kontrolle nicht dem indischen Ministerium, sondern der englischen Krone direkt zu unterstellen. Das heißt also, daß in dem zukünftigen indischen Dominion ein Imperium in Imperio eingeleitet würde, das seine ganze Selbstständigkeit illusorisch machen würde. Geographisch, ökonomisch, politisch, militärisch, finanzpolitisch sind die Fürstentümer und das übrige Indien so eng miteinander verflochten, daß eine zwiesache Souveränität unabweisbar ist. Entweder mußte, in Praxis, die englische Krone sich

betrifft der Fürstentümer der Politik eines indischen Dominions unterordnen, oder aber das indische Dominion müßte nach der Weise der englischen Krone laugen. In ersterem Falle ist die Eingliederung der englischen Krone eine Nothwendigkeit; im zweiten würde Indien eben keinen Dominion Status haben — eine Eventualität, die auf die Dauer eben unhaltbar ist.

Eine andere Idee, mit der die Fürsten in einer ungerechten Art jetzt fektieren, ist, daß das zukünftige indische Dominion ein Bundesstaat sein müßte, in dem die Fürstentümer als Bundesstaaten figurieren würden und durch einen Bundesrat im Parlamento ausüben könnten. Nun gibt es aber nur etwa ein oder anderthalb Tausend natürlicher „Länder“ oder Provinzen in Indien wie Lanten mit diesen die 90 Fürstentümer identifiziert werden? Das heißt, daß viele dieser Staaten zusammengelegt werden müßten, um einen einigermaßen balancierten Staat möglich zu machen; aber welcher Fürst würde sich freiwillig zur Abdankung verstehen? Auf dem Papier kann man natürlich alle möglichen schönen Pläne entwerfen. Tatsächlich ist für Indiens Zukunft nur der Status eines selbstständigen Dominions möglich, auf das als erste der jetzigen englischen Oberherrschaft auch alle Rechte der indischen Fürstentümer übergehen. Die fernere Entwicklung dieser Staaten, entweder durch Einführung konstitutioneller Monarchien oder Mediatisierung, wird eben dann in Indien von Fall zu Fall entschieden werden.

Der Tier-Brehm,

Zum 100. Geburtstags-tage Alfred Brehms
am 2. Februar 1929.

Von Hans Gassen.

Nachdruck verboten.

Wir kennen ihn alle und lieben ihn alle, Alfred Brehm, der uns das „Tierleben“ schenkte, dieses unsterbliche Werk, das, als es zuerst in den Jahren 1863 bis 1869 herauskam, sechs Bände umfaßte, die sich schon bei der zweiten Auflage auf zehn Bände steigerten. Und dann folgten auf die ersten Auflage, und Tausende und aber Tausende, die in einer naturwissenschaftlichen Gegenwart leben, schöpfen aus diesem einzigartigen Buche Belehrung und Freude die Jünger und gewannen neue, innere Zusammenhänge mit der Schöpfung in Wald und Feld, in Wasser und Luft, auf und unter der Erde. Später erschien dann die gleichfalls allgemein erfolgreiche Volksausgabe des „Tierlebens“, drei Bände, die auch diejenigen in die Geheimnisse der Schöpfung einführen, die sich die umfangreiche große Ausgabe nicht leisten konnten.

Neben Brehms berühmtesten Buche, das vor allem im Bildermaterial heutigen Erfordernissen angepaßt, immer noch seine Wirkung beliebt und alt tut, stehen andere, gleichfalls bedeutende und geschätzte Werke, so das 1860 zuerst erschienene „Leben der Vögel“ und die in Gemeinschaft mit Kopfmüller geschriebenen zwei Bände über „Die Tiere des Waldes“. Mit mehreren anderen Autoren zusammen hat Brehm ferner eine umfangreiche Arbeit über „Gefangene Vögel“ erschienen.

Das Schaffen des uns vor allem als Verfasser des „Tierlebens“ Bekannten erschloß sich keineswegs in seinen in besten Sinne populären zoologischen Schriften. Er hat viele Reisen unternommen; er hat schon mit 18 Jahren Ägypten, den Sudan und Arabien aufgesucht und machte sich, als er seine Universitätsstudien in Jena und Wien beendet hatte, wieder auf die Wandererschaft. Spanien, Norwegen, Lappland, Abessinien waren seine Ziele, später folgten Reisen nach Sibirien, Turkestan, den Donauländern und wiederum nach Spanien. Vier Jahre, von 1863 bis 1867, leitete er den zoologischen Garten in Hamburg, dann ging er nach Berlin, wo er Begründer des Aquariums wurde.

Brehm, dessen Reiseberichte und Reiseerzählungen man vor allem in den „Reisefolgen aus Nordafrika“ und den unter dem Titel „Vom Nordpol zum Äquator“ gesammelten Vorlesungen finden wird, hat vom Vater her den Gang zur Naturwissenschaft geerbt. Der alte Brehm, der Pfarrer zu Uralendorf und später zu Rentendorf bei Rastadt an der Orla (hier wurde sein berühmter Sohn am 2. Februar 1829 geboren) war, hat sich als Vogelforscher einen unvergänglichen Namen gemacht. Wie man Vögel zu fangen, wie man sie „als Bälge zu bereiten, auszuköpfen, aufzustellen und aufzubewahren“ hat, was von den „Nahrungspflanzen, Sprossern, Nahrungsmitteln usw.“ oder von „Naturgeschichte und Jagd der Tauben“ zu berichten ist, all das und noch vieles mehr findet sich in den Schriften Christian Ludwig Brehms, der auch eine hochbedeutende Vogelsammlung von bald zehn-

tausend Stück besaß, die seinem Sohne geerbt schon in frühesten Jugend Einbildung, die sein Leben grundlegend beeinflussten, vermittelte, ganz zu schweigen von dem persönlichen Einfluß des Vaters.

Mehr als vierzig Jahre ist Alfred Brehm tot. Sein Werk aber lebt und wird leben. Die ererbte Einfühlung seiner Schriften, vor allem auf die Jugend, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gerade die Gegenwart in ihrer Naturverfremdung sollte sich von einer Personlichkeit, wie Brehm, zu den Quellen unseres Seins, zur Natur, mit all ihren vielfältigen Erscheinungen und Wesen, zurückführen lassen.



Alfred Brehm.

Der weltberühmte deutsche Tierforscher, wurde vor hundert Jahren, am 2. Februar 1829, in Rentendorf geboren. Nach zahlreichen ausgedehnten Forschungsreisen wurde er 1863 Direktor des Hamburger zoologischen Gartens, hierauf wurde er 1867 nach Berlin und gründete dort das Aquarium der Reichshauptstadt. Sein „Tierleben“ zählt zu den wichtigsten und größten Werken der Zoologie.

Göttersuche in Afrikas Erde.

Es muß ein Jander in der Reichsloge liegen. Es gibt genug Beweise dafür: Schliemann, Lord Carnarvon, Jules Renault, nur drei berühmte Amateurforscher unter vielen. Jetzt Graf Khun de Brocol. Wir verdanken ihm die Entdeckung Karthagos. Ägypten, Troja, Athen, Rom bildeten den und bisher bekannten Kulturkreis um das Mittelmeer. Nur Roms große Gegenüberseite fehlte. Jetzt nicht mehr. Brocol rühte zu den Korymben auf (natürlich sollen seine Mitstreiter nicht vergessen werden). Brocol hat tatsächlich Erfolg mit Schliemann. Auch er zündet ohne Mittel. Er hält sich durch Vertragsscheitern, Präfekt, Film, Erlänge Millionen Geld ab. Nicht eine amerikanisch-französiche Expedition aus. Nach Karthago, obwohl dort seit Scipios Vernichtungswort niemand Schätze vermutet.

Drei Schichten bedeuten jede den Tod einer Kultur. Ganz oben die christliche Stadt. Aus den Karthagenen Reizen Anzeichen an Tausenden Grabensmäueren unklarbar entrot. Römischer Prunk erfüllt das Graben mit Schönheit. Leclame in Gold, Marmor und Eisen. Carlos Pons heilwidrigkeit ist ein Märchen des Panteon. Uncle-Sam-Milliardäre sind Verlierer gegenüber solcher Verächterung. In den römischen Tempeln des Ost-Mittelmeeres liegen zahllose Rindergötter, Dämonen

des glühenden Gottes; im Reich der menschengemachten Erde ebenso viele Janosker des Schlimmen. Den römischen Forschern des 20. Jahrhunderts graut es. Doch schiere Seien, nachmalig Pracht und wieder Schönheit, geben den staunensreichen Gemäueren bald andere, hellere Bilder. Rom drohte schon, Karthago überwogte die Prozen.

Humor.

Kindermund.

Friihen (zum Bekehrer ihrer Schwester): „Wollen Sie mal von meinem Kuchen abbeßen?“

Fer: „Gewiß, Friihen, wenn da mir etwas abbeßen willst?“

Friihen: „Ja, weil meine Schwester immer sagt, Sie lassen nicht an!“

Proktisch A. (zu einem Freunde): „Boher nimmst du nur off die Stodennigleiten für deine Zeitung?“ — B.: „Zeit ich verheiratet bin, hab' ich damit keine Mühe. Aus einem Koffelkängchen meiner Frau fällt ich mein ganzes Abendblatt.“

Im Kampf mit chinesischen Geeräubern.

Das chinesische Seeräubertum ist in der letzten Zeit immer außerordentlich geworden. In dem Ruamantung wird der folgende Bericht, den wir dem letzten Jahrgang der Zeitschrift „Durch Westfalen und Ostpreußen“ (Hansische Verlagsanstalt, Hamburg 26. In Gungl'schen geb. 7. 10. 1901) entnehmen, sehr interessant.

Die moderne Methode der chinesischen Seeräuber besteht darin, daß in einem großen Dampfschiff, Schmutz oder Rauch, einige Dutzend Seeräuber, als schädliche chinesische Seefahrer verkleidet, sich auf das Schiff begeben. Die chinesischen Küstenschiffe haben beträchtliche Einnahmen aus dem chinesischen Passagierverkehr. In der „Samung“, hat in diese hundert Chinesen an Bord, denen das ganze Vordach zur Verfügung gestellt war. Diese Passagiere waren nicht anders als Fremde, die nur durch Verkleiden geschickt, die über das ganze Deck hinübergezogen werden. Früher bestand die moderne chinesische Küstenschiffahrt fast nur aus englischen Linien. Infolge der mangelnden Konkurrenz — die Dampfer sowohl als auch die Chinesen hatten noch keine mit Dampf getriebenen Schiffe — war es den englischen Schiffahrtslinien möglich, die ganze Schiffschiffahrt auf wachen Seefahrern zu verlaufen. Heute würden die Linien einer solchen Seefahrt zu hoch sein, um noch erfolgreich mit den Japanern und den modernen rein chinesischen Linien konkurrieren zu können. Fast alle Schiffe der chinesischen Küstenschiffahrt haben daher nur weiße Offiziere. Auf unserem Schiff waren fünf Weiße, und vom vorderen Masthaken abwärts bestand das ganze Personal aus Chinesen.

Der letzte Überfall der Seeräuber erfolgte auf folgende Weise: An einem schönen Nachmittage erschienen auf der Kommandobrücke, im Steuerhaus und beim ersten Masthaken zu gleicher Zeit ein halbes Dutzend weiße Seeräuber und zwei schwarze Chinesen, die mit Pistolen bewaffnet. Es blies den drei bedrohten Offizieren nichts anderes übrig, als der Uebermacht nachzugeben. Die Seeräuber bestanden dem Steuermann, sofort anderen Kurs einzuschlagen, und zwar nach der bestschützten Gasse. Der Hauptmann der Seeräuber ließ nun bei jedem der Offiziere eine Wache zurück und ließ sich in den Masthakenraum des Schiffes, um nach vorwärts zu gehen. Die chinesische Besatzung des Schiffes ist gewöhnlich sehr feige und läßt sich leicht verunsichern, so daß der neue Schiffsführer die beabsichtigten Opfer eines solchen Raubüberfalles fast nicht zu

sehen die weißen Schiffsführer oder die Schiffsgesellschaft, sondern die paar hundert chinesischen Passagiere. Obwohl diese Leute auf die billigste und allererbarmlichste Weise als Passagiere, wie die Herde zusammengepackt, von Shanghai nach Canton fahren, befinden sich unter ihnen auch reiche Leute, die ihr ganzes Vermögen mitführen. Trotzdem das Versteuern in China auf lange Tradition zurückzuführen kann, und obwohl die heimischen chinesischen Banken unter sich heute einen ähnlichen modernen Gebührenscheinverleiher haben wie bei uns, gibt es viele Chinesen, die aus Mitleiden gegen diese Einrichtung ihre Ersparnisse in Goldminen oder Gold oder auch Wertpapieren umzuwandeln und in ihren Kleiden verborgen bei sich tragen. Auf diese armen reichen Leute haben es die Seeräuber am meisten abgesehen. Der Hauptmann sagte mir, daß seinen chinesischen Passagieren auf dem letzten Überfall einige hunderttausend Dollar von den Seeräubern abgenommen wurden.

Der normale Verlauf des Überfalles auf einem großen Dampfer ist nun der, daß der Dampfer gezwungen an die Stelle fährt, die vom Räuberhauptmann befohlen wird. Dort kommen dem Schiff aus den vielen Fischerbooten mit der langen leuchtenden Tradition keine Schüsse entgegen. Auf diese wird die den Räubern wertvoll erscheinende Ladung des Schiffes verladen, und die Seeräuber verlassen dann das so geplünderte Schiff. Mit einem halben oder ganzen Tag Verspätung mag es in seinem Bestimmungshafen Hongkong ankommen, nachdem es unterwegs schon durch Frachtschwärme in der Nähe liegende englische Kreuzer oder andere Kriegsschiffe von seinem Schiff beschuldigt ist. Erscheint ein solches Kreuzerboot aber an der Stelle der Tat, so sind die räuberischen Chinesen selbstverständlich schon lange an Land gegangen. Kommt dann eine Abteilung englischer Soldaten an Land und fordert Auslieferung der Seeräuber, so finden sie nur eine stöbliche Räuberbesetzung, die selbstverständlich von allem nichts weiß. Außerdem liegt in der Nähe dieser Küsten ein zerfallenes, einödes Gebiet, in das sich die Räuber bei drohender Gefahr zurückziehen können, so daß es für eine militärische Polizeistreife kaum möglich ist, die Täter zu finden. Dazu kommt, daß alle diese Küsten und Einwohner, ob bewohnt oder nicht, sich mit den verschiedenen der Seeräuberlei verbunden haben und auch gegen Vernehmung keine Informationen an welche Polizeistreife weitergeben würden. Ohne diese Missetate ist es aber für Weiße vollkommen grundlos, nach den Tätern zu suchen.

Plötzliche Bewegung in einer grau lauernden Muffel Kopf an Kopf drängt eine bisher unbewegliche Seefahrerherde hängen. Mein Herz schredte sie aus dem Mittagsschloß. Im Schatten der Olive träumt der Hirt. Langsam, erstarrt erwidert er meinen Gruß. Nie sah er eine Frau außerhalb des Stadtmauern! Hörtst du nicht? Er hehrt, fragt nach meinem Weg. Ob ich mich nicht verirre? „Dort steht die mein Ziel: der Fluß.“ Ob ich keine Angst habe? „Ich keine keine Angst.“ Aber der Himmel wird dunkel und die Leute hierzulande sind heilig. „Es stirbt jeder nur einem Tod und der kommt immer recht!“ Da funkelt er mich seltsam an und schweigt. Weit um mich geht Einigkeit.

Da nade ich mich aus dem Lächeln. Tücher steinend finde ich die Gedrängte offen vor mir ausgebreitet. Was eben noch dem Auge einander zeigt, das rückt nun fremd und hart, bitterer Erkenntnis gleich, ins weite All. Und des Hauptkraft kommt mir zu Bewußtsein: „So ist es also, wenn ein schmerzlicher Hellenes Erfahrungsposten findet, stehenden, Uebermächtig beherrscht die Gebirgswelt den geographischen Urd. Serpente Sonne ruft lauten Schwindel hervor. Der Boden zu meinen Füßen blendet das Auge. Tiefen sehe ich in die in die Glut. Da stummert es plötzlich schmerzhaft gleich zwischen dem Ueberflutet Sonnengestirn auf dem Guadalupe. Mein Ziel ist erreicht. Hoch schwingt sich eine Admetide über die trägen gelben Wasser. Steht fern und vorn Nachmittagshimmel hinter ihrer schaltenden Wölbung baut sich opalierende Gebirgsferne. In's. d. i. es Grün schiebt eine dunstige Silhouette davon. In den mehrmaligen Uferland lege ich mich und lausche dem Rauschen des Flußes. Jansabal, die Räuber, die Vandalen gehen an meinem zehnten Auge vorüber, kämpfen für große Ideen, gehen unter. Der Islam erodiert Südspanien, erzwingt mit Feuer und Schwert neuen Glauben, wehrt nach achtzehnhundertjähriger Herrschaft den aragonischen Ferdinand. Nicht besser wird es unter Karl V. Die Erbfolgekriege leben Vandalen und Habsburger im Land. Ein Jahrhundert später behut der große Rode seine Macht aus bis in das alte Tal des Guadalupe. Nun ruht es von den Stürmen der Geschichte.

Die Wasser funkeln und blitzen, rannen und wispeln. Ueber das splendide Flußgelb strahlen Ueberflutete in rostglühender Seife. Ihre sanftverwundenen Tücher mischen sich mit denen der lauen Wasser. Das trockne Nadeln ihres Laubs übertrifft die Stimmen des Flußes. Abwärts glüht mein Blick; stummert eilt der Guadalupe um Lärche Sandsteinwände, grabt in die Abendsonne hinein, die silbern im Gestein verfließt. Will nach Cordoba, Sevilla, den träumenden Städten, eilt in den blauen Atlantik. Wie das laut, wie riefende Kühle verfließt an den feinen weißen Sand. Da tauche ich hinein in das eilige Gießen. Tiefe vorwärts bis die Strömung mich erfasst und ich — schließlich als erste Frau — durch diese historischen Gewässer glückselig zauberlicher Duft von Blüten und Wasser weht über das funkelnde Geld, unschmelzbar mit des Südens Herbe und Erde. Thame Welken schmiegen sich lösend an Wangen und Hände. Feuerwände lodern vom Ueberfluteten Hochufer in das greifbar nahe Himmelsschloß.

Ueberflutete kramt auf den fernen Höhen. Blau fließt in das Tal. Da keine ich dergan durch rahelndes Damusrohr, das golden und klar vom Westhimmel steht. In der Dämmerung sehe ich auf Bauern. Sie haben im Maisfeld gepflanzt und bestanden eben den Eiel zur Heimkehr. Sie bieten mir Platz auf dem Strohhalm. Ich ernde die Hirten und lehne ab; oder nach Landesflucht ergreife ich den Schwanz des Esels und laufe mich vom willigen Grotter dergan gehen. So geht es in den sinkenden Tag. In hoher Ferne funkelt klar die Lichter von Boaga. Hinter mir verglüht die Sierra. Sterne flammen auf im Osten. Da beginnt die Kletter jene traurigen Weiler, die zur Nacht weh und schluchzend durch die Gassen irren. Unbekannte Tiefen der andalusischen Seele öffnen sich vor mir. Die Heimat verfließt. Etwas ist sein glitzert. Langsam schweben die Töne über die Hummern der Felder. Eng und fest wird der Fuß. Es dunkelt klar. Als wir durch die zerfallenen Tore ins arabische Siedelchen treten, verschwinden die Kletter in einem düstern Hof. Sie bitten leise, daß ich ihnen, sie nachts am Gitterfenster zu erwarten, denn der Weg war weit und die Einsamkeit groß...

Im Tal des Guadalquivir.

Von Grete Dimel.

Von Baegas arabischer Stadtmann führt mich ein Pfad in blendendem Weiß zu Tal. In die sengende Glut eines Mitttagsfolgs ist ihm. Fern in der Ebene glänzen die Wasser des Guadalquivir. Fremd und fremd wandelt er in seinem Dessenheit. Seine goldenen Blüten sind Schwärze. Das ist seltsamen Klang im Verhüllungsraum der weiten Lande. In den kimmenden Horizont ragen die Gipfel der Sierra Magina; ungerührt wie Schiffe, höher Weidung rollt wie Gottes Odem streng gemischt — wie ein des Meeres ebene Geleze — sagt ihre Silhouette ins lichte Gold. Statt in diese Schönheit und still und doch geheimen Janders voll gleich Madonnen der Frühensilber in der leeren Museumswelt in dem lichten Blau ihrer Schatten und dem Gold auf dem jodigen Grat.

Unter meinem Fuß hülfen Gras und Distein. Dürrer, silbergoldene Pflanze überall! Wendet der Pfad um Hügel, so kommt weißes Gestein auf vor dem uralten Ozean tiefer Himmelshöhe — Schmerzhaft künden Land und Luft. In winzigem Sein ist es mich auf, selbst Lichtatom, selbst flimmernd in dem großen zitternden All.

Bis in die unendlich ferne Täler der Sierra Nevada stehen sich hügelig, hügelig Olivenhaie. Auch ihre Gipfel sind silbergraues Gestein. Trotz schneidend — unter Meide verwannt — windet der Stamm sich empor aus der Fülle des

Grundes. Ruh und unbeweglich steht das Land; im stillen des heimlichen Baumes spielender Wind. Die flüchtige Seele gleich harri es in wissendem Schmelzen, ewig jugendlich. Aber zur Regenzeit, wenn in blunkem Kupferrot der Leeboden glühend erweht, windet der Stamm sich leidenschaftlicher empor, und das unbewegliche Land dunkelt grün im Verdickungsraum.

Seltener Klang schwebt durch die Stille Langgezogene Töne voll wilder Wehmut. Schmetter im Weizenfeld liegen in den Mittag hinein andalusische Weisen. So flüchtig fliegen in Stromschnellen Folken, wie sie nachts über die Wälder schweben, wenn die erwachende Seele der Natur durch die Bläue schwingt.

Der Weg sinkt in ein Talchen. Hier macht er Halt vor trockenem Klüftung, verliert sich als Pfad in den Felsen. Nur Winterzeit spritzten hier Schwermetalle in juchsender Kühle; juchzend drängte Ufergras aus den Felshöhlen. Nun fließt ein winziges Wasserlein auf die kengerde Hügel des Sandsteins und verhorrt in der kimmenden Fülle. Auch das rosa wogende Blütenmeer hoher schlanker Feldblumen, das die glühenden Saaten im Mai erheiterte, ist verflunken. Goldsilberne Dürrer überall. Die begrenzenden Hügel des Talchens reden sich vor die Sierra Magina; fern und fremd, das fahre ich mit geistigen Söhnen nun ab und stelle die Reibheit der Höhenluft. Im Norden aber erhebt sich in hoher Ferne leuchtend das Jazod der Türme und Mauerruinen Baegas vor dem sinkenden Blau des Mittagshimmels.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Zur 120. Wiederkehr seines Geburtsfestes am 3. Februar 1929.

Von Dr. Hans Kieemann.

Nachdruck verboten.

Die romantische Märchenwelt, die „mondhellte Zaubernacht“, liegt vor unserem Auge auf das in das Gebiet, auf dem der Name Mendelssohn auch für den Menschen von heute noch lebendigen Klang hat.

In seiner erstaunlichen Frühzeit erinnert er an Mozart, und gleich ihm genies er den Vortrag, daß ihm von Anfang an eine sehr geübene musikalische Erziehung zuteil wurde.

Seine Vornamen Felix war Symbol. Das Bild war sein ständiger Begleiter auf dem noch nicht über Jahrzehnte umspannenden Lebensweg, und selbst sein früher Tod befähigt nur die alte Wahrheit: „Den die Götter lieben, den lassen sie jung sterben!“ Denn so blieb ihm das Schicksal erspart, die Berggipfel des Ruhmes erleben zu müssen.

Geboren zu Hamburg, am 3. Februar 1809, als Sohn des in den glücklichsten Vermögensverhältnissen lebenden Bankiers Abraham Mendelssohn — sein Großvater war der bekannte Philosoph Moses Mendelssohn, Lessings Freund — wurde er durch seine kunstfertige Mutter in die ersten Geheimnisse des Klavierspiels eingeführt, später wurden Ludwig Berger, Zelter und Moscheles seine Lehrer. Die getreue Begleiterin seiner Studien war die drei Jahre ältere Schwester Fanny, die er zärtlich liebte. Sie war musikalisch gleichfalls hochbegabt.

Schon im Jahre 1811 war die Familie nach Berlin übergesiedelt. Von unschätzbarem Wert waren die sonntäglichen Morgenstunden im väterlichen Hause. Die besten Musiker wurden herangezogen, und der junge Komponist konnte an der Spitze eines vorzüglichen Orchesters seine Werke gleichzeitig vortragen. Ueberhaupt war das Haus Mendelssohn

der Mittelpunkt eines geistig überaus angeregten Kreises. Hier fanden sich die hervorragendsten Künstler und Gelehrten aller Gattungen zusammen, so daß der junge Mendelssohn, der außerdem durch seinen Hauslehrer Herff, den Vater des berühmten Dichters, eine vorzügliche wissenschaftliche Bildung erwarb, an der denkbar günstigsten Verhältnisse aufwuchs. Auf ausgedehnten Reisen lernte schon der Knabe die Welt kennen; einige Semester Universitätsstudium erweiterte seinen Gesichtskreis.

Schon als Elfjähriger lernte er durch Zelters Vermittlung Geethe kennen, ein Ereignis, das trotz des Altersunterschiedes zu einem dauernden Freundschaftsverhältnis führte, an welchem beide zugleich gehend und erfragend teilnahmen. Der Altmeister war entzückt von den musikalischen und menschlichen Eigenschaften des Knaben, und dieser verstaunte in späteren Jahren nie, so oft sein Weg Weimar berührte, dort keinen Besuch abzuspenden.

Noch in seine Jünglingsjahre fällt eine Tat, die allein seinen Namen unsterblich machen würde: die Wiedererweckung der „Matthäus-Passion“ von Bach. Trotz der gewaltigen Schwierigkeiten und trotz des Widerstrebens des alten Zelter, der schließlich durch die Ueberredungskunst Eduard Devrient's auch gewonnen wurde, brachte er an der Spitze der Singakademie am 11. Februar 1829 eine glänzende Aufführung zustande, der bald darauf, zu Bachs Geburtstag, eine zweite folgte. Zwar versuchte der eifersüchtige Spontini zu imitieren, aber ein krasperlicher Mißgriff befähigte dies Hindernis. Ein eigenartiges Zusammenstreifen führt es, daß gerade in dieses Jahr die Schularfeier des denkwürdigen Ereignisses fällt.

Eine Reise nach London noch in demselben Jahre festigt seinen internationalen Ruf. In Schottland läßt er die Großartigkeit der Natur bewundernd auf seine musikalische Phantasie wirken.

Mit seiner Anstellung in Düsseldorf als Kapellmeister

und Operndirektor fanden seine Wanderjahre vorläufig einen Abschluß. Er gab indessen den ihm meist jugendlichen Posten bald wieder auf, und im Jahre 1835 legte er ihn als Leiter der Gewandhauskonzerte in Leipzig, die dank seiner außerordentlichen Dirigentenbegabung sehr bald zu Weltreum gelangten. Und ein kaum minder großes Verdienst um die musikalische Geltung Leipzigs erwach er sich durch die Gründung des Konservatoriums. Vorübergehend wurde er auch in Berlin, wo man ihn gern dauernd gefeiert hätte.

Als er am 4. November 1847 starb — ein halbes Jahr nach seiner Ehe mit Fanny —, nahm die ganze musikalische Welt an dem Verlust Anteil. Ueberflutet mit heute keine künstlerische Hinterlassenschaft, so erscheint uns kein Gesangsmodell am meisten verblüfft. Wir sind durch Schuberts Lieder so anspruchsvoll geworden, als daß uns seine, nur die Oberfläche des Gehörtes kreisende Art der Vertonung genügen könnte. Was aber besitzen auch sie, was überhaupt sein Schaffen kennzeichnet: die vollendete formale Ausbildung, so daß sie, nebst den Duetten, als Studienwerke noch immer ihren Wert besitzen. Seine großen geistlichen Chorwerke bergen viel Bedeutendes, ohne doch die monumentale Größe ihrer Vorbilder zu erreichen, die ihnen den Rang streitig machen. Wo er aber hinabsinkt ins Effeneid, ist er es ganz in seinem Element. Schon im Offert regen sich die lustigen Feister. Sein erstes Meisterwerk war die Ouvertüre zum „Sommertraum“, die bewundernswerte Bestätigung eines jenseitigen Jünglings. Wagner nennt ihn einmal zurecht einen Landschaftsmaler erster Klasse. In der Tat, wo ihr bildhafte Vorstellungen leiteten, gelangen ihm die glücklichsten Werke, wie die Ouvertüren „Freiden“, „Meeresflut und ständliche Fahrt“, und „Mädchen von der schönen Melusine“. Von seiner Kammermusik, den Klavierstücken hat sich das am lebendigsten erhalten, was ähnlichen Stimmungszuständen angeht. Auch das unsterbliche Violinconcert besitzt, am ausgeprägtesten im Finale, diese unerschöpfliche eiferhafte Grazie.